



Gitta Scheller | Sigurdur Rohloff (Hrsg.)

Habitus und Geschmack in der Sozialen Arbeit

Ein Lehr- und Praxisbuch

BELTZ JUVENTA

Gitta Scheller | Sigurður Rohloff (Hrsg.)
Habitus und Geschmack in der Sozialen Arbeit

Gitta Scheller | Sigurður Rohloff (Hrsg.)

Habitus und Geschmack in der Sozialen Arbeit

Ein Lehr- und Praxisbuch

BELTZ JUVENTA

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronische Systeme.



Dieses Buch ist erhältlich als:
ISBN 978-3-7799-6318-9 Print
ISBN 978-3-7799-5622-8 E-Book (PDF)

1. Auflage 2021

© 2021 Beltz Juventa
in der Verlagsgruppe Beltz · Weinheim Basel
Werderstraße 10, 69469 Weinheim
Alle Rechte vorbehalten

Herstellung: Ulrike Poppel
Satz: text plus form, Dresden
Druck und Bindung: Beltz Grafische Betriebe, Bad Langensalza
Printed in Germany

Weitere Informationen zu unseren Autor_innen und Titeln finden Sie unter: www.beltz.de

Inhalt

Vorwort <i>Friedhelm Vahsen</i>	7
I Einführung	
Zum Stellenwert der Konzepte ‚Habitus‘ und ‚Geschmack‘ in der Sozialen Arbeit: Forschungsbefunde und Forschungslücken <i>Gitta Scheller</i>	10
II Zugänge zum Studium der Sozialen Arbeit und Passungen zur Fachkultur	
„Stachel im Fleisch der herrschenden Systeme“ oder Instanz zur „Umstellung und Erziehung“: Habitus- und milieuspezifische Zugänge von Studierenden zur Sozialen Arbeit <i>Lena Loge</i>	40
Die Bedeutung von Habitus und Gesellschaftsbildern von (ehemaligen) Studierenden für das Studium der Sozialen Arbeit und der Erziehungswissenschaft <i>Kerstin Heil, Catrin Opheys, Natalie Pape, Helmut Bremer, Andrea Lange-Vester</i>	53
III Habitussensibilität als ‚neue‘ Professionalität? Überlegungen zu einer habitussensiblen Praxis in der Sozialen Arbeit	
Auf Spurensuche. Über die Bedeutung des Habituskonzeptes für Professionalität in der Sozialen Arbeit <i>Stefanie Massah</i>	84
Habitussensible Beratung in der Sozialen Arbeit – „Eine unlösbare Aufgabe“? <i>Martin Schmidt</i>	113

IV Die Bewohner*innensicht auf das eigene Wohngebiet und Plädoyer für eine Blickfelderweiterung der sozialraumorientierten Sozialen Arbeit

Sozialer und physischer Raum –
Die Wahrnehmung von zwei Wohngebieten in Köln
Felix Leßke und Jörg Blasius 138

Zur Notwendigkeit einer sozialraumorientierten Sozialen Arbeit
unter Berücksichtigung von Habitus und Geschmack:
Interventionen im Sozialen Raum
Sigurður A. Rohloff 166

V Geschmackliche Vorlieben von Sozialarbeiter*innen: Welche Musik-, Kleidungsstile und Fotomotive sie (nicht) mögen, was sie für Kunst halten und was das mit der Praxis der Sozialen Arbeit zu tun haben könnte

„Von kreativen Sozialarbeiterinnen, die gerne Metal und Punk
hören“: Präferenzsysteme des Geschmacks im Sozialen Sektor.
Quantitative Auswertung einer Online-Befragung mit Hilfe
von Korrespondenzanalysen
Sigurður A. Rohloff 192

Das Bild eines sabbernden am Boden liegenden Obdachlosen als
Kunst? Explorative Studie über ästhetische Einstellungen
von Sozialarbeiter*innen
Gitta Scheller, mit einem Exkurs von Sigurður Rohloff 225

Autorinnen und Autoren

Vorwort

Friedhelm Vahsen

Zur Bestimmung der Aufgaben und Funktion von Sozialer Arbeit gibt es eine Reihe von Erklärungsansätzen. Soziale Arbeit kann z. B. als Bildung und Erziehung, als Fürsorge, als Hilfe, als Menschenrechtsprofession als soziale Dienstleistung, als Befähigungs- oder als Agency-Ansatz verstanden werden.

Ein zentrales Paradigma ist das der Lebensweltorientierung. Soziale Arbeit soll sich an den Lebensbedingungen von Menschen orientieren und ihnen helfen, ihre Lebensumstände zu gestalten und gegebenenfalls zu verbessern. Dazu gehört zunächst das Verstehen der Lebenssituation der Menschen, ihrer Bedürfnisse und ihrer Gestaltungsfähigkeiten. Sie können dabei unterstützt werden, ein gelingenderes Leben zu führen.

Der Bezug zwischen Sozialarbeiter*innen und Betroffenen soll sich an dialogischen Prinzipien orientieren, die Adressat*innen werden als gleichberechtigt angesehen. Es geht um Hilfe bei der Realisierung von würdigen Lebensbedingungen.

Doch die Bestimmung und Gestaltung würdiger Lebensumstände unterliegt subjektiven Präferenzen, Wünschen und Vorstellungen sowohl denen der Klientel als auch der Sozialarbeiter*innen, die sehr unterschiedlich sein können.

Im Handlungsfeld sind diese virulent, die eigenen Präferenzen fließen in die als richtig angesehenen Lebensumstände mit ein. Es geht um die jeweiligen Einstellungen, Verhaltensweisen, Orientierungsmuster, die als Resultat der jeweiligen sozialen Zugehörigkeit und der subjektiven Ausprägung eine Haltung (Habitus) prägen, die in der Interaktion bewusst und/oder unbewusst aktualisiert wird.

Hier schließt der Sammelband eine Lücke.

Aufbauend auf den Forschungen und zentralen Veröffentlichungen von Pierre Bourdieu zum „Habitus“ und dessen Prägung durch den jeweiligen sozialen Kontext und seiner grundlegenden Studie zum „Verstehen“, setzen sich die Autorinnen und Autoren mit den Geschmackspräferenzen sowohl der Sozialarbeiter*innen als auch der Betroffenen auseinander. Es geht darum zu verdeutlichen, wie der jeweilige Habitus in die Interaktion mit den Adressat*innen einfließt und Leitvorstellungen über das angemessene Verhalten mitprägt, aber auch welche Vorstellungen die Betroffenen über angemessene Lebensumstände, Gestaltung von Räumen, Versorgungseinrichtungen und -angebote und über eigene Verhaltensweisen haben.

Diese Artikel sind in ihrer Differenziertheit und systematischen Analyse somit ein wichtiger Beitrag zum Erkennen der Praxisbedingungen und Handlungsmöglichkeiten vor allem in Feldern niedrigschwelliger Sozialer Arbeit. Sie tragen zur Selbstreflexion der Handelnden bei und thematisieren einen bisher weitgehend vernachlässigten Aspekt, den der Bedeutung des Habitus als implizites oder explizites Orientierungs- und Handlungsmuster.

Dies schon während des Studiums der Sozialen Arbeit zu thematisieren wird durch diesen Sammelband grundlegend ermöglicht. Ein Thema, das aber auch andere Studienbereiche betrifft.

Hildesheim im Sommer 2020

Friedhelm Vahsen

I Einführung

Zum Stellenwert der Konzepte ‚Habitus‘ und ‚Geschmack‘ in der Sozialen Arbeit: Forschungsbefunde und Forschungslücken

Gitta Scheller

1 Einleitung

Ziel des vorliegenden Sammelbandes ist es, zentrale Elemente der Bourdieuschen Theoriekonzeption – Habitus und Geschmack – für Analysen im Bereich der Sozialen Arbeit fruchtbar zu machen. Dazu werden vorab beide Konzepte erörtert (Kap. 1), der Forschungsstand zu Habitus (Kap. 2) und Geschmack (Kap. 3) im Bereich der Sozialen Arbeit skizziert und abschließend (Kap. 4) die Beiträge dieses Sammelbandes vorgestellt.

Pierre Bourdieu hat mit seinen Forschungen und Theorien zu Habitus und Geschmack (1979/1982) den Blick vor allem auf die Wirkweisen und die Entschleierung der Macht- und Herrschaftsmechanismen in einzelnen Feldern der Gesellschaft gelenkt. Über die Verfügung ökonomischen (z. B. Geld), sozialen (z. B. Netzwerke) und vor allem kulturellen Kapitals (z. B. Bildung oder die Fähigkeit, einen Hummer zu essen), über habituelle Dispositionen, über Legitimitätsansprüche des Geschmacks und Distinktionen sowie symbolische Konflikte „um die Geltung von Lebensstilen und Kultur“ (Rössler 2009, S. 310) werden Klassenunterschiede erzeugt und immer wieder erneut soziale Ungleichheiten produziert (vgl. Bourdieu 1979/1982; Bourdieu/Passeron 1971). Im Mittelpunkt von Bourdieus Analysen steht die Frage, über welche Mechanismen es gelingt, bestimmte Personen aus bestimmten Feldern – dem höheren Bildungssystem, der Kunst oder der Politik – fernzuhalten oder herauszudrängen.

Da die Verringerung sozialer Ungleichheiten und die Integration gesellschaftlich Ausgegrenzter explizite Aufgaben der Sozialen Arbeit sind, wäre anzunehmen, dass sich diese Frage für die Soziale Arbeit gar nicht stellt und es sich nicht lohnt, Bourdieus Konzepte auf die Soziale Arbeit zu übertragen. Dagegen lässt sich argumentieren, dass die Mechanismen der Reproduktion sozialer Ungleichheiten auch unbewusst ablaufen können und sich der Glaube an die Verringerung sozialer Ungleichheiten in der Sozialen Arbeit (ähnlich wie der Glaube an die Chancengleichheit im Bildungssystem) als Illusion erweisen könnte. Es ist also wichtig, auch die Praxis der Sozialen Arbeit im Hinblick auf Prozesse des Fernhaltens und Herausdrängens zu erforschen und zu re-

flektieren, wie derartige Mechanismen präventiv zu unterbinden sind. Darüber hinaus ist aber auch ganz allgemein zu fragen, welche neuen Erkenntnisse mit den theoretischen Denkwerkzeugen Bourdieus möglich sind und wie mit ihrer Hilfe zu einer gelingenderen Sozialen Arbeit beigetragen werden kann.

Bei der Erzeugung sozialer Ungleichheiten spielt der Habitus eine zentrale Rolle (vgl. unten). Er ist definiert als kohärentes Schema der Wahrnehmung, des Denkens, Handelns und Klassifizierens (vgl. Bourdieu 1979/1982, S. 277 f.). Dem Habitus wird ein einheitsstiftendes „Erzeugungsprinzip aller Formen von Praxis“ (Bourdieu 1979/1982, S. 283) zugeschrieben, d. h. dass sich Lebensstile auf ein einheitliches Muster zurückführen lassen. Der Habitus manifestiert sich als übergeordnetes Prinzip in allen Praxisformen: wie Menschen wohnen, was und wie sie essen, oder wie sie beispielsweise ein Bild rezipieren oder den Urlaub gestalten.

Der Habitus wird nach Bourdieu vor allem während der Sozialisation im familialen Milieu erworben (vgl. Fuchs-Heinritz/König 2011, S. 119) und ist gesellschaftlich durch die Stellung der Menschen in der sozialen Struktur geprägt. Beim Habitus handelt es sich um einverlebte Strukturen. „In den Dispositionen des Habitus ist [...] die gesamte Struktur des Systems der Existenzbedingungen angelegt, so wie diese sich in der Erfahrung einer besonderen sozialen Lage mit einer bestimmten Position innerhalb dieser Struktur niederschlägt“ (Bourdieu 1979/1982, S. 279).

Zentral wird der Habitus nach Bourdieu durch die Klassenzugehörigkeit geprägt. „Im Habitus eines Menschen kommt das zum Vorschein, was ihn zum gesellschaftlichen Wesen macht: seine Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe oder Klasse und die ‚Prägung‘, die er durch diese Zugehörigkeit erfahren hat“ (Treibel 1993, S. 210).

Der Habitus wird nicht nur innerhalb eines klassenspezifischen Milieus erworben. Durch den Habitus reproduzieren sich nach Bourdieu auch die sozialen Existenzbedingungen, auf die er zurückgeht (vgl. Fuchs-Heinritz/König 2011, S. 114), indem sich Menschen „die engere und die weitere soziale Welt“ (ebd.) danach aussuchen und einrichten, dass die mit dem Habitus verbundenen Einstellungen und Bewertungen darin auch zur Geltung kommen (vgl. ebd.). So fühlen sich nach Bourdieu Menschen besonders wohl, d. h. wie ein ‚Fisch im Wasser‘, unter Bedingungen, die denen gleichen, unter denen sich der Habitus entwickelt hat. Unter Bedingungen, die der Habitus nicht kennt, fühlen sich Menschen dagegen unwohl, desorientiert und unsicher (vgl. Fuchs-Heinritz/König 2011, S. 121 ff., S. 130). Dies kann z. B. der Fall sein, wenn Jugendliche mit der Schulklasse eine Theateraufführung aufsuchen, die mit den Eltern noch nie ein Theater aufgesucht haben. Ihnen ist der im Theater geltende Verhaltenskodex nicht bekannt.

Der Habitus bleibt im Regelfall relativ stabil, bzw. er modifiziert sich nur geringfügig während des Lebenslaufs. Bourdieu bezeichnet die Trägheit des

Habitus als Hysteresis-Effekt (1979/1982, S. 238). Nur im Extremfall kommt es zu einer umfassenderen Habitustransformation (vgl. El-Mafaalani 2012).

Habitus bedeutet immer auch „Positionierung und damit auch Positionskämpfe“ (Lange-Vester/Teiwes-Kügler 2014, S. 180), z. B. in Form von „Abneigungen gegen Praxisformen und Auffassungen anderer sozialer Klassen“ (ebd.).

Dass der Habitus bei der Reproduktion sozialer Ungleichheiten eine zentrale Rolle spielt, haben Bourdieu und Passeron (1964/1971) u. a. für das französische Bildungssystem empirisch nachgewiesen. Ihre Befunde zeigen, dass die in den Hochschulen ungleich nach Klassen vertretenen Studierenden das Ergebnis einer Eliminierung der Kinder aus unterprivilegierten Klassen sind (vgl. ebd., S. 20). So orientiere sich das höhere Bildungssystem vor allem an den kulturellen Praxisformen der oberen Klassen, z. B. an deren elaborierter Sprache (vgl. ebd., S. 31), deren Geschmack, deren Einstellungen bzw. Bildungsaspirationen, deren Vertrautheit mit Kunst und Kultur (vgl. ebd., S. 35), deren Art der Zeiteinteilung (vgl. ebd., S. 48), deren Selbstdisziplin sowie an deren Regeln und sozialen Umgangsformen (vgl. ebd., S. 51). Diese bereits im Rahmen der primären Sozialisation in der Familie erworbenen kulturellen Kompetenzen erleichtern es Kindern aus höheren Klassen, sich im Hochschulsystem zurechtzufinden (vgl. ebd., S. 35). Für die Kinder aus unterprivilegierten Klassen, die i. d. R. eine ‚einfachere‘ Sprache sprechen und andere Umgangsformen im Rahmen der familialen Sozialisation erlernt haben, bedeutet das höhere Bildungssystem dagegen einen Akkulturationsprozess. Sie müssen die ‚gebildete‘ Sprache, die Umgangsformen, die „Techniken der intellektuellen Arbeit“ (vgl. ebd., S. 32) und das Selbstbewusstsein, dass es z. B. erfordert, im Hörsaal in den vorderen Reihen zu sitzen (vgl. ebd., S. 51), erst mühsam erlernen. Bourdieu und Passeron (1964/1971) schlussfolgern, dass die Chancengleichheit im Bildungssystem eine Illusion und das Bildungssystem alles andere als neutral gegenüber dem klassenspezifisch verteilten kulturellen Kapital bzw. dem Klassenhabitus sei. Indem das Bildungssystem die kulturellen Fähigkeiten der oberen Klassen voraussetze und nicht selbst vermittele und so auch keine Passung zum Habitus der unterprivilegierten Klassen herstelle, trage es zur Eliminierung der „Klassen, die am weitesten von der akademischen Bildung entfernt sind“ (ebd., S. 226) und damit zur Perpetuierung der Sozialordnung (vgl. ebd., S. 191) bei.

Auch der Geschmack als Teil des Habitus und definiert als „Fähigkeit, über ästhetische Qualität unmittelbar und intuitiv zu urteilen“ (Bourdieu 1979/1982, S. 171) und entsprechend auszuwählen, ist nach Bourdieu ein Erzeugungsprinzip sozialer Ungleichheit. So erfahren die mit dem Habitus verbundenen Geschmacksvorstellungen eine unterschiedliche gesellschaftliche Anerkennung, wobei sich der Geschmack der oberen Klassen (vgl. Bourdieu 1979/1982) u. a. in der Welt der Kunst, der Architektur, des Essens, der exklusiven Kleidung

und des exklusiven Wohnens (vgl. Harth/Scheller 2012, S. 146 ff.) etc. stets als allgemein anerkannter durchsetze.

Indem der Geschmack „eine klassenspezifische soziale Praxis in Form von Lebensstilen bedingt, die auf der symbolischen Ebene die Grenzen zwischen den sozialen Klassen deutlich markierten“ (Rössler 2009, S. 316) und sich Menschen „durch die von ihnen praktizierten Lebensstile und den darin zum Ausdruck kommenden Geschmack [abgrenzen, d. V.]“ (ebd., S. 311), reproduzieren sich die Klassen. „Lebensstile und Geschmack haben also die Funktion der sozialen *Distinktion*, der symbolischen Abgrenzung und der Abhebung der herrschenden Klassen von den anderen sozialen Klassen“ (Rössler 2009, S. 329) (zu den klassenspezifischen Geschmacksausprägungen vgl. die Beiträge von Gitta Scheller und Sigurður Rohloff in diesem Buch).

Hinzu kommt, dass sich Menschen eher zu Menschen mit ähnlichem Geschmack hingezogen fühlen. Der Geschmack, d. h., „was ich esse, schön oder hässlich finde, weist mich [...] als Angehörige oder Angehörigen einer bestimmten sozialen Klasse aus“ (Reinecke 2017, S. 376) und verbindet mich mit Menschen gleichen Geschmacks. Menschen ‚wählen‘ z. B. ihre*n Lebenspartner*in überwiegend innerhalb der gleichen Klasse oder Geschmacksgruppe aus (vgl. Peuckert 2020, S. 59 f.) und separieren sich räumlich – je nach Lebensstil – in bestimmten Wohngebieten, was in der Stadtsoziologie unter den Schlagworten der Gentrifizierung und Segregation verhandelt wird (vgl. Rössler 2009, S. 330 f.; Spellerberg/Schneider 1999). So entstehen klassenmäßig mehr oder weniger geschlossene Verkehrskreise. Man bleibt ‚unter sich‘, kultiviert den eigenen Lebensstil und grenzt sich – bewusst oder unbewusst – gegenüber Menschen mit anderem Geschmack oder Lebensstil ab.

In vielen professionellen Arbeitsfeldern, insbesondere jenen, die sich mit sozialen Ungleichheiten befassen, hat Bourdieu Spuren hinterlassen. Er hat insbesondere (aber nicht nur!) ungleichheitskritische Analysen im Bildungsbereich (vgl. z. B. Bremer 2007; Lange-Vester/Teiwes-Kügler 2014; Lange-Vester/Sander Hg. 2016; Lange-Vester/Schmidt Hg. 2020; Grunau 2016; Van Essen 2013; Erler/Laimbauer/Sertl 2011; Hild 2019; Brake 2006), in der Geschlechterforschung (vgl. z. B. Thon 2016; Engler 2013), im journalistischen (vgl. Lueg 2012, S. 15 f.) und im kulturellen Bereich angeregt. Studien, die den Geschmack zum Gegenstand haben, beschäftigen sich auffällig häufig mit der (elitären) Besucherstruktur von Ausstellungen zeitgenössischer Kunst (vgl. Zahner 2010), der Nutzung hochkultureller Angebote (vgl. Gerhards 2008), den kulturellen Aktivitäten als Mittel der Distinktion und Statussicherung (vgl. Huth/Weishaupt 2009, S. 239) oder der Frage, welche Merkmale der Kulturindustrie und der Kunst konstitutiv für Lebensstile sozialer Gruppen sind (vgl. Fröhlich/Mörth 1994). Bei Geschmacksfragen steht vor allem der Musikgeschmack im Zentrum. Auch er wird bevorzugt unter einer ungleichheitstheoretischen Perspektive untersucht (vgl. Rössler 2009a, S. 239; Ackermann 2019, Otte 2009;

Sultanian o. J, S. 18 f.), wenn es z. B. um das Bewerten von Musik sowie das Abgrenzen mittels des Musikgeschmacks geht (vgl. Berli 2014).¹

In der Stadtsoziologie und der Geografie hat Bourdieu Reflexionen über den Zusammenhang von Habitus und Stadt angeregt. Einige Autoren, z. B. Lindner (2003) oder Musner (2009) gehen davon aus, dass Städte – wie Personen – über einen Habitus im Sinne Bourdieus verfügen, der zum Erzeugungsprinzip von Lebensstilen werde (Lindner 2003, S. 46, S. 52). Für Lindner „bildet jede Stadt einen spezifischen Charakter aus, der sich quasi biographisch entwickelt und der spezifische Lebensstile der Bevölkerung und ihre Repräsentation stets in Relation zu anderen Städten hervorbringt“ (Frank 2012, S. 292). Löw dagegen verwirft die Übertragung des Habituskonzepts auf Städte. Sie nimmt an, dass Städte eigenlogische Strukturierungen aufweisen und „Sinnwelten darstellen, die in den Habitus der Bewohner eingehen“ (Löw 2008b, S. 89, zit. nach Frank 2012, S. 293).

Bourdieu's analytische Konzepte und Forschungen zum Habitus und zum Geschmack im Frankreich der 1960er und 1970er Jahre haben auch im Bereich der Sozialen Arbeit Spuren hinterlassen.

2 Der Habitus im Feld der Sozialen Arbeit

Im Bereich der Sozialen Arbeit wurde der Habitusbegriff von Bourdieu vor allem im Rahmen der Forschungen zur Professionalisierung der Fachkräfte der Sozialen Arbeit aufgegriffen. Er bildet die Grundlage für zahlreiche empirische Studien², die der Frage nachgingen, ob und inwieweit das Studium der Sozialen Arbeit zur Bildung eines professionellen Habitus beiträgt.

Was Professionalität bzw. einen professionellen Habitus in der Sozialen Arbeit ausmacht, wird kontrovers diskutiert (vgl. Harmsen 2014). Ebert versteht z. B. unter einem professionellen Sozialarbeiter*in-Habitus ein auf wissenschaftlichen Beschreibungen und Erklärungen und an wissenschaftsbegründeten Arbeitsweisen und Methoden sowie den Menschenrechten orientiertes soziales Handeln (vgl. Ebert 2010, S. 199). Für Müller-Hermann und Becker-Lenz (2014) setzt sich der professionelle Habitus der Sozialen Arbeit (nicht vollkommen kontrovers zum Verständnis bei Ebert) aus einer a) berufsethischen Grundhaltung, b) der Fähigkeit zur Gestaltung von Arbeitsbündnissen sowie c) der Fähigkeit des Fallverstehens unter Bezugnahme auf wissenschaftliche

1 Es lassen sich noch mehr disziplinäre Forschungskontexte mit Bezugnahme auf Bourdieu identifizieren (vgl. dazu z. B. Lenger/Schneickert/Schumacher 2013, S. 28 ff.).

2 Ein Teil der Studien im Kontext der Professionalisierungsdebatte nimmt keinen Bezug auf Bourdieus Habituskonzept (z. B. Busse/Ehlert 2012, S. 87; Schallberger 2012), sondern favorisiert z. B. das Konzept der professionellen Identität, wie z. B. Harmsen (2014, S. 2).

Erkenntnisse (S. 137) zusammen (vgl. dazu auch den Beitrag von Stefanie Masch in diesem Buch). Der professionelle Habitus wird als „ein Teil des Gesamthabitus einer Person“ (Müller-Hermann/Becker-Lenz 2014, S. 137) angesehen, der sich „aus dem schon vor Beginn einer Ausbildung vorliegenden Gesamthabitus heraus[bildet, d. V.]“ (ebd., S. 137). Die Ausbildung eines professionellen sozialarbeiterischen Habitus wird als zentrale Aufgabe des Studiums (vgl. ebd., S. 135f.) sowie der ersten Berufsjahre angesehen. Ob das gelingt bzw. inwieweit eine Modifikation des persönlichen alltagstheoretisch basierten hin zu einem professionellen, wissenschaftsbasierten Habitus im Laufe des Studiums und der anschließenden beruflichen Praxis erfolgt, ist auch (aber nicht nur) unter Bezugnahme auf das Habituskonzept von Bourdieu empirisch untersucht worden. Im Folgenden werden einige der Studien vorgestellt.

Thole und Küster-Schapfl (1996, S. 831) untersuchten z. B. auf der Basis narrativer, biographischer Interviews berufsorientierte Deutungsmuster, Handlungspläne und fachliches Wissen von sozialpädagogischen Akteur*innen (Sozialarbeiter*innen und -pädagog*innen, Lehrer*innen, Kindergärtner*innen, Freizeit- und Kulturpädagog*innen) in der außerschulischen Kinder- und Jugendarbeit. Mit welchem Wissen begründen sie ihr Können und Handeln in der beruflichen Praxis (vgl. ebd.)? Zwar nehmen die Autoren Bezug auf Bourdieus Habitusdefinition (vgl. ebd., S. 835). Im Rahmen der fallübergreifenden Analyse der beruflichen Habitualisierung spielt sie aber keine Rolle mehr. Gleichwohl ist das Ergebnis ihrer Studie interessant. Thole und Küster-Schapfl zeigen, dass die in der außerschulischen Kinder- und Jugendarbeit Tätigen bei der Herstellung einer professionellen Praxis ihren biographischen Ressourcen mehr trauen als einer wissenschaftlich untermauerten Fachlichkeit und dass sie ihrem Studium eine eher geringe Bildungswirkung zuschreiben (vgl. ebd., S. 831, S. 845). Nachfolgende Studien kommen zu ähnlichen Befunden hinsichtlich der Aneignung eines professionellen Habitus im Studium der Sozialen Arbeit (vgl. z. B. Thole/Wegener/Küster 2005, S. 200, S. 206), d. h. „dass sich eine eher marginale Veränderung des Habitus im Kontext der beruflichen Prägung“ (Schultz 2011, S. 36f., S. 116) herausgestellt hat und dass „im Hinblick auf die berufliche Praxis nicht ausschließlich auf Wissensbestände der Studienzeit zurückgegriffen [wird, d. V.], sondern auf Alltagserfahrungen und persönliche Ressourcen, welche im Zuge des beruflichen Handlungsfeldes modifiziert werden“ (ebd., S. 37). Dass das Studium nicht zu Veränderungen tief liegender Habitusmuster geführt hat (vgl. Schultz 2011, S. 157), ist auch das Ergebnis von Schultz, der zwei Fallanalysen zur Thematik durchführte.

Becker-Lenz und Müller (2009) sind im Rahmen einer viereinhalbjährigen Längsschnitt- und Querschnittuntersuchung von neun Studierenden der Sozialarbeit und Sozialpädagogik an einer Schweizer Fachhochschule mit dualem Ausbildungsmodell den Habitusbildungsprozessen von Anfang bis gegen Ende des Studiums nachgegangen: Sie interessierten sich für die Frage, ob „das Stu-

dium Habitusbildungsprozesse anzuregen und zu unterstützen [vermag, d. V.]“ (ebd., S. 11). Sie gehen zwar auf den Habitusbegriff von Bourdieu ein (vgl. ebd., S. 13 ff.), orientieren sich letztendlich aber am Oevermann’schen Habitusbegriff, der differenzierter sei (vgl. ebd., S. 15, S. 21). Den Habitus verstehen sie als „Kompetenzbegriff“ (ebd., S. 21), der die in der Sozialen Arbeit Tätigen zum professionellen Handeln befähige. Sie stellen fest, dass sich der „Habitus bei den von uns untersuchten Fällen in den beruflich relevanten Punkten kaum verändert [hat, d. V.]“ (Becker-Lenz/Müller 2009, S. 331), worauf u. a. eine eingeschränkte wissenschaftliche Deutung der Fallproblematik, fehlende Konzepte bei der Interpretation von Klient*innenaussagen und zu geringe Kenntnisse von deren spezifischen Sozialbezügen etc. hinweisen. Becker-Lenz und Müller führen das in Anlehnung an Bourdieu auf die Trägheit des Habitus zurück (vgl. ebd., S. 331). „Die berufliche Praxis der Studierenden wird bis zum Ende des Studiums sehr von den berufsrelevanten Teilen der Formation des Gesamthabitus bestimmt, wie er zu Beginn des Studiums vorliegt“ (Müller-Hermann/Becker-Lenz 2014, S. 137).

Vorheyer (2012), die fallvergleichend die Grenzen der Professionalisierung durch die vorberufliche Sozialisation, „und deren Auswirkungen auf die sozialarbeiterische Praxis“ (ebd., S. 51) untersuchte³, stellt fest, dass die Berufspraxis von „den berufsbiographischen Vorprägungen“ (ebd., S. 63) und damit von alten Wahrnehmungs- und Handlungsmustern und der ursprünglichen Berufsidentifikation beeinflusst ist, was sich als Barriere der Professionalisierung in der Sozialen Arbeit erwies (vgl. Vorheyer 2012, S. 64) und von Vorheyer – angelehnt an Bourdieu – als Trägheit des Habitus interpretiert wird (vgl. ebd.).

Cloos (2006) wählte einen ethnografischen Zugang. Er interessierte sich für den Stellenwert der sozialpädagogischen Ausbildung für die Herausbildung eines beruflichen Habitus und „ob sich ähnliche oder auch ganz andere Deutungsmuster und Handlungspraxen entdecken lassen, wenn man die MitarbeiterInnen [in der Kinder- und Jugendhilfe, d. V.] nicht nur befragt, sondern sie auch in ihrer beruflichen Praxis beobachtet und daran teilnimmt“ (Cloos 2006, S. 146). Dazu vergleicht er ‚beruflich-habituelle Profile‘ (ebd., S. 146), wobei der berufliche Habitus angelehnt an Bourdieu „als ein (berufs)biografisch erworbenes System von Wahrnehmungs-, Deutungs- und Handlungsschemata auf der Basis von verschiedenen Dispositionen und Interessen aufgefasst“ (Cloos 2006, S. 154) wird. Im Ergebnis zeigt seine Studie, dass in den Selbstwahrnehmungen der Befragten die eigenen pädagogischen Orientierungen eher unterschätzt und in den Interviews mit den Befragten „mehr habitualisierte sozialpädagogische Deutungsmuster deutlich werden“ (ebd.,

3 Grundlage bilden Expertinneninterviews mit „zwei Sozialarbeiterinnen, die im Rahmen einer staatlichen Beratungsstelle zu sexuell übertragbaren Krankheiten mit der Gesundheits- und Sozialarbeit in der Prostitutionsszene tätig sind“ (ebd., S. 51).

S. 153) als die „eigenen distinktiven Abgrenzungen vermuten lassen“ (ebd.). Die Sozialpädagog*innen hätten im Studium mehr gelernt, als sie in den Interviews angeben, was auch Vergleiche mit Mitarbeiter*innen ohne einschlägigen Abschluss zeigten. Die übergewichtige Einsozialisation in den Beruf ließe die Bedeutung der eigenen Ausbildung kognitiv verblassen. Nichtsdestotrotz vermag – so Cloos – die Berufspraxis stärker als das Studium zur Habitusbildung beizutragen (vgl. ebd., S. 160).

Ebert (2012, S. 4), der fundiert auf das Habituskonzept von Bourdieu Bezug nimmt, interessierte sich für die Frage, wie sich Studierende im Laufe des Studiums einen professionellen Habitus aneignen. Auf der Basis von vier Interviews mit BA-Absolventinnen und zwei Interviews mit Absolventen von Hochschulen (alle befanden sich im Berufspraktikum) fragt er nach Anlässen und Situationen in der Studienzeit, die zu einer Veränderung des Habitus, also der Denk-, Wahrnehmungs- und Handlungsmuster Studierender beigetragen haben. Das Habituskonzept von Bourdieu dient Ebert (2012, S. 3, S. 79 ff.) als theoretische Grundlage, den Prozess des Erwerbs eines professionellen Habitus nachzuzeichnen. Ebert interessiert sich für die positiven und negativen Überraschungen (Lehrinhalte, Lehrkultur etc.), die dazu beigetragen haben, dass es zu einer Veränderung der schon vor Beginn des Studiums ausgebildeten Denk-, Wahrnehmungs- und Handlungsmuster kam. Seine Befunde fallen im Vergleich zu den Befunden anderer Studien optimistischer aus. Seine Studie zeigt, dass bei allen Befragten „im Studium wichtige Entwicklungsschritte hin zu einer professionellen Ausformung ihres Habitus erfolgten“ (Ebert 2012, S. 271) und der ‚mitgebrachte‘ Habitus graduelle Modifikationen in Richtung eines theoretisch fundierten Habitus erfuhr. Diese Veränderungen ließen sich aus den Interviews rekonstruieren, seien aber – ähnlich wie auch Cloos (2006) feststellte – den Beteiligten in der Regel nicht bewusst (vgl. Ebert 2012). Im Ergebnis zeigt seine Studie, dass Lehrveranstaltungen, in denen Studierende die Chance hatten, Theorie und Praxis in Beziehung zu setzen, eine wesentliche Funktion für den Erwerb eines professionellen Habitus zukommt, weil hier das „neu angeeignete Wissen auch praktisch erprobt wird“ (Ebert 2012, S. 299, S. 311). Wichtig beim Erwerb eines professionellen Habitus waren nach Ebert außerdem mimetische, d. h. durch Nachahmung erfolgende Lernprozesse (vgl. ebd., S. 318f.) und das Erproben theoretischer Inhalte in Form von Übungen sowie die Authentizität bzw. Glaubwürdigkeit der Dozent*innen als aufrichtiges Interesse am vermittelten Inhalt (vgl. ebd., S. 313). Auch die Bedeutsamkeit informeller Strukturen und Lernprozesse und nicht zuletzt auch das Lebensumfeld der Studierenden (vgl. Ebert 2012, S. 291 ff.) sei für die Entwicklung eines professionellen Habitus relevant, z. B. Strukturen, wie Studierenden-Cafés, in denen im Austausch mit anderen Studierenden und deren Lebensentwürfen so etwas wie eine kulturelle Offenheit gefördert werde (vgl. ebd., S. 320). Ebert konstatiert eine Tendenz hin zu einem professionellen Habitus (vgl. ebd.,

S. 221). Er verweist aber auch – ähnlich wie Vorheyer – auf Barrieren durch die vorberufliche Sozialisation: „Studierende, die bereits eine Ausbildung in einem sozialen Beruf absolviert haben und über berufliche Erfahrungen im Feld der Sozialen Hilfen verfügen, haben häufig Probleme, den Wert von Theorien für den beruflichen Alltag zu erkennen und stellen generell die Praxis-tauglichkeit des Studiums infrage. Andererseits unterstellen Hochschullehrer dieser Gruppe eher ein Desinteresse an der Vertiefung theoretischer Grundlagen“ (ebd., S. 299).

Neben den Studien, die sich für den professionellen Habitus von Sozialarbeiter*innen interessieren, gibt es weitere, die die Studienmotive der Studierenden der Sozialen Arbeit empirisch untersuchten.

Meyer (2013) analysierte unter Bezugnahme auf das Habituskonzept von Bourdieu (vgl. ebd., S. 29 ff.) die sozialen Hintergründe im Zusammenhang mit den Studienmotiven der Studierenden der Sozialen Arbeit. Im Ergebnis zeigt sich „ein relativ auffälliger Zusammenhang zwischen den Studienmotiven und dem Herkunftsmilieu“ (ebd., S. 41) dergestalt, dass Studierende mit wenig ökonomischem und kulturellem Kapital, d. h. mit Eltern, die einen niedrigen Berufsabschluss haben, eher nach Befreiung streben. Die Berufswahl der Sozialen Arbeit wird als Aufstieg im Vergleich zu den Eltern und als Versuch gewertet, den Begrenzungen einer fremdbestimmten Tätigkeit der Eltern zu entkommen (ebd., S. 41). „Vermutlich versprechen sich Studierende aus bildungsferneren Milieus von einem Studium vor allem auch eines, nämlich, dass sie lernen, sich entsprechend auszudrücken und auf einen Fundus von Allgemeinwissen zurückgreifen zu können“ (ebd., S. 46), also kulturelles Kapital zu erwerben, das sie im Rahmen der familiären Sozialisation nur unzureichend erworben haben, was als Aufstieg gilt. „Bei den Erwartungen an ein Studium steht daher auch eher der Erwerb von alltagspraktischen bzw. beruflich relevanten Fähigkeiten im Vordergrund und weniger ein akademisches Bildungsideal“ (ebd., S. 47), was die Grenzen des Habitus bei Studierenden nichtakademischer Herkunft anzeige. Für die bürgerliche Mittelschicht stellt Meyer private Motive fest, z. B. den Wunsch, eigene private Erfahrungen im Beruf umzusetzen, während Studierende akademischer Herkunft eher idealistische Motive, z. B. die Motive der sinnvollen und abwechslungsreichen Tätigkeit nannten (ebd., S. 42). Für Studierende akademischer Herkunft hat das Studium – so Meyer – eine ideelle Bedeutung und wird eher als prägende bildungsrelevante Lebensphase gesehen, die dazu dient, sich zu orientieren, sich mit Theorien auseinanderzusetzen oder an sich selbst zu arbeiten (ebd., S. 46 f.). Meyer stellt weiter fest, dass ein Hochschulstudium neben dem Effekt der Herkunftsmilieus ebenfalls sozialisiere. Das ließe sich daran erkennen, dass ideelle Einstellungen während des Studiums an Bedeutung gewinnen (vgl. ebd., S. 48).

Auf der Grundlage von fünf Fallanalysen untersuchte Müller-Hermann (2012) die Motivstrukturen von Studienanwärter*innen und Studierenden, die

der Entscheidung für ein Studium beziehungsweise dem Beruf der Sozialen Arbeit zugrunde liegen (vgl. ebd., S. 50). Die Ergebnisse zeigen einen engen Zusammenhang zwischen der Entscheidung für den Beruf der Sozialen Arbeit und spezifischen, z. B. christlichen Werten oder einer gemeinwohlorientierten Grundhaltung (vgl. ebd., S. 213), die im Rahmen der primären Sozialisation verinnerlicht wurden, verbunden mit dem Wunsch, „ein zu der eigenen Person passendes Milieu zu finden“ (ebd., S. 202). Sie stellt fest, dass es im Studienverlauf, vor allem während der Praktika, zu krisenhaften Erfahrungen kam (z. B. machten die Studierenden die Erfahrung, dass sie Klient*innen kontrollieren müssen, ein Handeln, das nicht mit ihren eigenen Werten übereinstimmte), was zentral für eine Weiterentwicklung der Habitusformation war (vgl. Müller-Hermann/Becker-Lenz 2014, S. 143). Müller-Hermann und Becker-Lenz (2014) gehen davon aus, dass es habituelle Haltungen vor Aufnahme des Studiums gibt, die mal mehr und mal weniger für die Berufsausübung geeignet seien. Als nachteilig bewerteten sie z. B. die Haltung einer Befragten, aufgrund des eigenen Erfahrungshintergrunds für die Soziale Arbeit geeignet zu sein, während sie anderen Befragten einen ‚günstigen Gesamthabitus‘ attestierten, der es erlaube, Elemente eines professionellen Habitus zu integrieren (vgl. Müller-Hermann/Becker-Lenz 2014, S. 142). Dazu gehört z. B. die Orientierung am Wohl der Klientel oder die Wertschätzung einer projektförmigen Arbeit.

Seit etwa 2014 gewann das Thema der Habitussensibilität für Sozialarbeitende als „Kern professionellen Wissens“ (Sander 2014, S. 19) und wichtige Dimension, vor deren Hintergrund der professionelle Habitus neu zu definieren sei (vgl. Kubisch 2014, S. 105, S. 108; Heuer 2014, S. 99; Weckwerth 2014, S. 58) an Bedeutung (z. B. Hunold 2020). Grund dafür war zum einen die zunehmende Diversität der Klientel der Sozialen Arbeit und zum anderen die Erkenntnis, dass erst „die Erschließung des Habitus der Adressaten die Voraussetzung für (gemeinsame) Problemlösungen“ (Kubisch 2014, S. 126) ermögliche. 2014 war das Thema ‚Habitussensibilität‘ aber „noch kaum mehr als eine vage Idee“ (Kubisch 2014, S. 103) und der 2014 von Sander herausgegebene Sammelband „Habitussensibilität. Eine neue Anforderung an professionelles Handeln“ war ein erster interdisziplinärer, empirischer und theoretischer Klärungsversuch. Ziel war die Präzisierung des Konzepts der Habitussensibilität (vgl. Kubisch 2014, S. 126). Diskutiert wurde, ob sich „der Habitus eines Gegenübers in der professionellen Praxis überhaupt erschließen (lässt, d. V.)?“ (ebd., S. 103) bzw. „welche grundlegenden Haltungen auf Seiten der Professionellen geeignet zu sein scheinen, Habitussensibilität gegenüber den Adressaten Sozialer Arbeit zu realisieren“ (ebd., S. 105). Habitussensibilität wurde als Fähigkeit von Sozialarbeiter*innen bestimmt, „sich den Habitus des zu beratenden und begleitenden Gegenübers verstehend zu erschließen und in ihrem Handeln zu berücksichtigen“ (Kubisch 2014, S. 103) und in seinen Grenzen zu erkennen (vgl. Weckwerth 2014, S. 59). Das erfordert, dass sich Sozialarbeiter*innen gedanklich an den Ort versetzen,

den die Klient*innen der Sozialen Arbeit im sozialen Raum einnehmen (vgl. Kubisch 2014, S. 103) und versuchen, alltagskulturelle bzw. habituelle Distanzen zu den Klient*innen zu überbrücken, um ein Arbeitsbündnis herzustellen (vgl. Sander 2014, S. 16; vgl. dazu die Beiträge von Martin Schmidt und Stefanie Massah in diesem Buch). Als eine zentrale Voraussetzung dafür, dass sich Fachkräfte den Habitus des Gegenübers erschließen, wurde angesehen, „dass den Adressaten die Möglichkeit gegeben wird, ihr jeweiliges Relevanzsystem zu entfalten, sich also zu dem zu äußern, was sie für relevant erachten und dies in einer Weise zu tun, die ihnen entspricht“ (Kubisch 2014, S. 123). In ersten empirischen Analysen wurde untersucht, inwieweit Habitussensibilität in der Praxis der Sozialen Arbeit umgesetzt ist. Kubisch (2014) fand auf der Grundlage einer Sekundäranalyse heraus, dass Habitussensibilität im Bereich der Sozialen Arbeit eher ein Anspruch als eine Realität ist (vgl. ebd., S. 117). Sie bezieht sich u. a. auf die Studie von Schmidt (2012, S. 249), die feststellte, dass die Habitus der Klient*innen von den Fachkräfte nicht für sich, sondern stets in Beziehung zum Eigenen entweder als davon abweichend und negativ oder als fremd wahrgenommen werden (vgl. ebd., S. 119). Zu einem anderen Befund kommt z. B. Heuer (2014), die am Beispiel von zwei Fallstudien aus Sicht der Pflegekräfte die habitussensible Begleitung schwerstkranker, sterbender Menschen untersucht hat und sich dafür interessierte, „welche Aufmerksamkeit die Professionellen den Wahrnehmungs-, Bewertungs- und Denkschemata sowie den Lebensstilen der Bewohner [eines Hospizes, d. V.] entgegenbringen“ (ebd., S. 87). Heuer bilanziert, dass sich Pflegekräfte den Zugang zum Bewohner*innenhabitus über deren biografischen Hintergrund oder durch Orientierung an alltäglichen Wünschen der Bewohner*innen kommunikativ und beobachtend erschließen (vgl. Heuer 2014, S. 98).

Insgesamt ist festzuhalten, dass an Bourdieus Habituskonzept anknüpfende Forschungen in der Sozialen Arbeit eine eher marginale Rolle spielen. Es gibt z. B. im Vergleich zum Bildungsbereich (vgl. Lange-Vester/Schmidt Hg. 2020) nur wenige Studien, in denen auf das Habituskonzept von Bourdieu Bezug genommen wird. Meistens geht es um eine kurze Erörterung der Habitusbildung (vgl. z. B. Becker-Lenz/Müller 2009, S. 200; Becker-Lenz/Busse/Ehlert/Müller-Hermann 2012, S. 16), um die Definition des Habitus (vgl. z. B. Thole/Schapfl 1996, S. 835; Heuer 2014, S. 87; Cloos 2006) oder um die Hervorhebung der Besonderheit des Oevermann'schen Habitusverständnisses durch Konturierung mit Bourdieus Habitusverständnis (vgl. z. B. Müller-Hermann 2012, S. 20). Häufig wird die von Bourdieu unterstellte Trägheit des Habitus als Interpretationsfolie bemüht (vgl. Becker-Lenz/Busse/Ehlert/Müller-Hermann 2012, S. 15; Vorheyer 2012, S. 64; Meyer 2013, S. 47). In Qualifikationsarbeiten und in den Beiträgen zur Habitussensibilität im Sozial- und Gesundheitswesen (vgl. Sander Hg. 2014) wird allerdings umfassender auf Bourdieus Habituskonzept auch im Kontext mit dem Begriff des sozialen Feldes und dem Kapitalbegriff

eingegangen. Einen großen Stellenwert nimmt Bourdieus Habitusverständnis z. B. in der Diplomarbeit von Schultz (2011) ein, der den Begriff nicht nur ausführlich darlegt, sondern darüber hinaus auf das Sozialraum-Modell und das Konzept der sozialen Felder eingeht. Schultz wertet die Interviews habitushermeneutisch aus und sucht nach Habitusmustern seiner Befragungspersonen (vgl. ebd., S. 74, S. 158). Detailliert geht auch Ebert (2012) auf Bourdieus Habituskonzept ein, dass die theoretische Grundlage seiner als Dissertation eingereichten Studie bildet. Er leistet eine ausführliche Rezeption weiterer zentraler Denkwerkzeuge (soziale Felder, sozialer Raum, Hexis, Bourdieus Kapitalbegriff etc.) und bezieht sich im Rahmen seiner Interpretationen zur Habitusbildung im Studium der Sozialen Arbeit immer wieder auf Bourdieu. Gleiches gilt auch für Meyer (2013, S. 29 ff., S. 46), der auf das Habituskonzept, das Bourdieu'sche Klassenmodell, klassenspezifische Praxisformen und den Geschmack eingeht. Im Rahmen der Interpretation seiner Befunde erkennt er, dass sich „die durch das Herkunftsmilieu beeinflussten Einstellungen und Haltungen [...] sehr gut mit dem von Pierre Bourdieu geprägten Habitusbegriff beschreiben lassen“ (Meyer 2013, S. 47).

Vor dem Hintergrund der bisher eher geringen Rezeption von Bourdieus Habituskonzept in den Forschungen zur Sozialen Arbeit, erstaunt es nicht, dass viele Fragen, die die Bedeutung des Habitus von Studierenden, Fachkräften und Klient*innen der Sozialen Arbeit betreffen, ungeklärt sind. Was kennzeichnet die familiäre Sozialisation von Sozialarbeitern und Sozialarbeiterinnen? So gut wie nichts ist z. B. bekannt über habitus- und milieuspezifische Zugänge Studierender in die Soziale Arbeit. Etwa 70 % der Studierenden der Sozialen Arbeit kommen aus nicht-akademischen Elternhäusern und zählen zu den „Bildungsaufsteiger*innen“ (vgl. Kieselhorst 2017). Die Soziale Arbeit ist zudem eine Frauendomäne. Ohne zu unterstellen, dass Studierende der Sozialen Arbeit eine homogene Gruppe bilden, lassen diese Befunde milieu- und geschlechtsspezifische Zugangsmuster zum Feld der Sozialen Arbeit erwarten (vgl. dazu den Beitrag von Lena Loge in diesem Buch).

Nichts ist bekannt darüber, welche Gesellschaftsbilder (ehemalige) Studierende der Sozialen Arbeit und der Erziehungswissenschaft haben, wie diese über den Habitus vermittelten Orientierungen mit ihren Aneignungspraktiken des Studiums zusammenhängen und ob es gelingt, ein kulturelles Passungsverhältnis zwischen dem Habitus der Studierenden der Sozialen Arbeit und den Anforderungen von Hochschule und Studienfach herzustellen (vgl. dazu den Beitrag von Kerstin Heil, Catrin Opheys, Natalie Pape, Helmut, Bremer und Andrea Lange-Vester in diesem Buch).

Zu wenig ist bisher auch darüber bekannt, was eine Habitusensibilität als professionelle Kernkompetenz in der Beziehung zwischen Sozialarbeitenden und Klient*innen ausmacht und vor allem, wie sie gelingen kann (vgl. dazu den Beitrag von Martin Schmidt in diesem Buch), d. h. wie Bourdieus theoretische

Denkwerkzeuge praktisch zu einer habitussensiblen sozialarbeiterischen Praxis genutzt werden können (vgl. den Beitrag von Stefanie Massah in diesem Buch). Welche kulturellen Fähigkeiten setzen Sozialarbeitende bei ihren Klient*innen selbstverständlich voraus? Wie kann es Sozialarbeiter*innen gelingen, die Arbeitsbündnisse mit den Klient*innen so zu gestalten, dass diese sich wohlfühlen? Auch gibt es bisher keine Forschungen, die „sich sowohl den Habitus der Klientel als auch denen der Fachkräfte in der Sozialen Arbeit zuwenden“ (Kubisch 2014, S. 127) und untersuchen, wie ausgeprägt die Passung der Habitus ist. Das gilt ebenso für die Erörterung der Frage, was eine sozialraumorientierte Soziale Arbeit bringt, die habituelle Grundmuster, Lebensstile und Geschmackspräferenzen von Sozialarbeitenden, Klient*innen und Bewohner*innen von Quartieren berücksichtigt (vgl. die Beiträge von Felix Leßke und Jörg Blasius sowie von Sigurður Rohloff in diesem Buch).

3 Geschmack im Feld der Sozialen Arbeit

Im Feld der Sozialen Arbeit spielt der Geschmack als ästhetische Bildung zur Förderung der kulturellen Kompetenzen der Klientel (vgl. Meis 2012, S. 18) und als kulturelle Praxis, z. B. als gestalterische Tätigkeit mit Ausdrucksmedien, wie z. B. Musik, Tanz oder Theater eine wichtige Rolle (vgl. Jäger/Kuckhermann Hg. 2004). Entsprechend kommt den künstlerisch-ästhetischen Methoden ein hoher Stellenwert im Rahmen der sozialarbeiterischen Praxis sowie der Ausbildung der Studierenden der Sozialen Arbeit zu (vgl. Meis/Mies Hg. 2012). Dabei sind neben dem Tanz und der Bildenden Kunst auch das Essen und Kochen, die Esskultur in den Einrichtungen der Sozialen Arbeit und der Geschmack der Klientel („Ich mag das nicht“) (vgl. Rose/Sturzenhecker 2010, S. 36) zentrale Themen. „Es finden Projekte zur gesunden Ernährung statt, in denen entsprechendes Ernährungs- und Haushaltswissen vermittelt und erforderliche Zubereitungsfertigkeiten eingeübt werden“ (ebd., S. 35). Als wichtig wird dabei auch die Ästhetisierung des Essens (vgl. Rose/Sturzenhecker Hg. 2009) und der Räumlichkeiten angesehen, in denen die Klient*innen die Mahlzeiten einnehmen oder sich aufhalten. Beide Arten der Ästhetisierung gelten als Möglichkeit, eine Wohlfühlatmosphäre für Klient*innen der Sozialen Arbeit zu schaffen: Sollen die Stühle bequem sein, sollen die Formen der Ess-tische kommunikationsfördernd sein, sollen Tischdecken verwendet werden oder keine, „Servietten aus Stoff oder aus Zellstoff, Kerzen auf dem Tisch oder keine, einheitliches Geschirr mit Dekor und Besteck [...], das Essen per Tablett am Tresen holen müssen oder sich am Tisch selber bedienen können, all diese Aspekte entscheiden über den Stellenwert, den das Essen in der Einrichtung zugesprochen bekommt. Die Esskultur beeinflusst das Wohlbefinden der Esser*innen [...]. Wenn sich Esser*innen wohlfühlen, dann genießen sie

ihr Essen und es findet viel mehr als nur Nahrungsaufnahme statt: Am Tisch werden Beziehungen gestaltet [...]“ (Meyer 2018, S. 3).

Ästhetische Bildung im Feld der Sozialen Arbeit hat die Aufgabe, gesellschaftliche Ausgrenzungen zu vermeiden (vgl. Meis 2012, S. 19) und die Klientel durch eine Erweiterung ihrer sinnlichen Erfahrungen als Quelle der Erkenntnisgewinnung zur gesellschaftlichen Teilhabe zu befähigen (vgl. ebd.). So gelten die verschieden ausgeprägten künstlerisch-ästhetischen Ressourcen der Menschen in diesem Teilbereich der Sozialen Arbeit als Ursache sozialer Ungleichheit. Nicht alle Menschen hätten – so Meis – in unserer Gesellschaft „die gleichen Chancen und Ressourcen, sich künstlerisch-ästhetisch zu verhalten oder anregen zu lassen: Viele Menschen, mit denen die Sozialarbeit zu tun hat, gehen kaum in die Oper und ins Museum, besuchen weniger häufig Kurse an Jugendkunstschulen oder bekommen seltener Ballettunterricht als Mitglieder des so genannten Bildungsbürgertums. Wer hat schon die Möglichkeit, seine ‚Sinne zu verfeinern‘? Gleichzeitig wird ästhetische Bildung und Verfeinerung der Sinne (oder ihr Gegenteil) jederzeit im Alltag *sichtbar* [Selbstinszenierung durch Kleidung etc., Wohnraumgestaltung, Teilhabe am kulturellen Leben ...]. Daraus ergibt sich ein Teufelskreis, mit dem die Soziale Arbeit umgehen muss: Wer weniger Chancen auf ästhetische Bildung hat, kann sie oft weniger *genießen*. Das wiederum wird auch durch das ästhetische Verhalten ausgedrückt, welches zu Hierarchien, zu Abwertungen und sozialer Deklassierung führen kann: Die Chancen auf Anerkennung und soziale und kulturelle Teilhabe werden erschwert [...]“ (Meis 2012, S. 19). Ästhetische Bildung wird im Feld der Sozialen Arbeit als Chance angesehen, Ausgrenzungen entgegenzuwirken, zu einem Mehr an kultureller Teilhabe beizutragen und die Klient*innen zu stärken (vgl. ebd.). Gleichwohl sind die alltäglichen ästhetischen Praxen der Klientel aber zu „selten Gegenstand fachlicher Reflexion, Konzeption und Theoriebildung in der sozialen Arbeit“ (Rose/Sturzenhecker 2010, S. 34), d. h., „es wird nur unzureichend reflektiert, dass Ernährungspraxen wesentliche Bestandteile des Lebensstils und der sozialen Zugehörigkeit darstellen“ (Barlösius 1999, S. 224 zit. nach Rose/Sturzenhecker 2010, S. 35). „Durch das, was man isst und wie man dieses tut, [durch die Art, wie man sich kleidet oder einrichtet, d. V.] werden soziale Unterschiede bis hin zu Ausgrenzungen hergestellt“ (ebd., S. 36).

Auch wird noch zu wenig reflektiert, ob äußerliches Erscheinungsbild und Inneneinrichtung der Einrichtungen der Sozialen Arbeit unterschiedliche selektive Zugänge der Adressat*innen befördern. Für den Bereich der Offenen Kinder- und Jugendhilfe weist z. B. Schmidt darauf hin, dass durch die Gestaltung des Gebäudes, des Eingangsbereichs sowie der Ausstattung Kinder und Jugendliche entweder zum Besuch ein- oder eingeladen bzw. dass nur bestimmte Besucher*innengruppen angesprochen würden. So werde z. B. durch die architektonische und die sächliche Ausgestaltung der Offenen Kinder- und

Jugendarbeit (z. B. Kicker, Flipper, Billard, Tischtennis etc.) der Einbezug von Mädchen behindert (vgl. Schmidt 2011, S. 21 f.). Entsprechend müssten nach Schmidt „der Planung, Errichtung und Ausstattung von Einrichtungen der Offenen Kinder- und Jugendarbeit klare [d. h. durch Forschungen bestätigte, d. V.] Vorstellungen von der Zielgruppe zugrunde liegen“ (ebd., S. 22). Für die Einrichtungen der niedrigschwelligen Sozialen Arbeit wird ebenfalls gefordert, die räumliche Gestaltung und die Aufenthaltsqualität der Einrichtungen in Anpassung an die Geschmackspräferenzen der Nutzenden auszugestalten. Gefühle der Überforderung oder gar Abschreckung durch die Architektur sollten vermieden werden. In der Fachliteratur wird ein Andocken an Raumstrukturen empfohlen, die den Nutzenden niedrigschwelliger Angebote der Sozialen Arbeit vertraut sind, wie z. B. die der Gaststuben, Warteräume etc., während von langen Gängen abgeraten wird (vgl. Mayrhofer 2012, S. 163).

Auch wenn dem Geschmack in seinen verschiedenen Facetten ein hoher Stellenwert z. B. für die Attraktivitätssteigerung der Einrichtungen der Sozialen Arbeit für die Adressat*innen, die Schaffung von Teilhabechancen sowie den Abbau sozialer Ungleichheiten zugeschrieben wird, so fanden die Geschmackspräferenzen der Klienten und Klientinnen der Sozialen Arbeit forschungsmäßig bisher nur wenig Berücksichtigung.

Die wenigen vorliegenden Studien, die z. B. die Anschlussfähigkeit der Ausgestaltung der Einrichtungen der Sozialen Arbeit an die Geschmackspräferenzen der Klientel als Frage nach deren Ausgrenzung oder Teilhabe zum Gegenstand haben, kommen zu einem ernüchternden Fazit. Weik (2015) hat z. B. die Räumlichkeiten einer Einrichtung der Wohnungslosenhilfe im Hinblick auf das dort repräsentierte kulturelle Kapital (Bilder, Möbel etc.) und die Passung zum kulturellen Kapital der Nutzer*innen analysiert, allerdings interpretativ und ohne Nutzende zu befragen. Weiks Analyse ergab, dass die Architektur des Gebäudes und die Einrichtung und Ausgestaltung der Aufenthaltsräume mit viel Glas, modernem Mobiliar, Kunstobjekten und Bibliothek eher an ein kulturelles Kapital bzw. an den Geschmack der oberen Klassen anknüpft (ebd., S. 35 ff.). Ein hochmodernes Foyer mit verschiedenen Sitzgelegenheiten und einer Teeküche sei modern und farbenfroh gestaltet. Die Räumlichkeiten wirken steril und sehr repräsentativ mit den hohen Wänden, den kräftigen Farben, den großen Gemälden und der Deckenlampe und würden – so Weik (2015, S. 35 f.) – von den Bewohner*innen nur wenig bis gar nicht genutzt. Das Wohlfühlen in diesen Räumlichkeiten setze ein kulturelles Kapital voraus, dass das Gros der Klientel nicht mitbringe. „Die Kunstobjekte entsprechen eher dem Geschmack der Einrichtenden als dem, was für die Klientel einen ansprechenden Raum ausmacht [...]. Ein geschlossener, beispielsweise mit Sofa und Fernseher eingerichteter Raum würde vermutlich eher genutzt werden“ (ebd., S. 34). Anders schnitt die funktionale Einrichtung der Zimmer für die Nutzer*innen ab. Hier gelang es, die Geschmackspräferenzen der Klientel aufzugreifen, wozu

auch die Möglichkeit, sich selbständig einzurichten, einen Beitrag leistete. Die Studie von Weik liefert Hinweise, dass auch in dem vom Anspruch her niedrigschwelligen Feld der Wohnungslosenhilfe, Elemente des ‚reinen‘ Geschmacks selbstverständlich als ‚legitime Kultur‘ vorausgesetzt werden, die weder den Geschmackspräferenzen noch den kulturellen Kompetenzen der eher aus ‚unterprivilegierten Volksmilieus‘ (Formulierung nach Vester 2015, S. 177) stammenden Klient*innen (vgl. Bommers/Scherr 2012, S. 36f.) zu entsprechen scheinen.

Dauer und Scheller (2018; 2019) sind im Rahmen einer explorativen Studie der Frage nachgegangen, inwieweit ausgewählte Einrichtungen der niedrigschwelligen Sozialen Arbeit eine Anschlussfähigkeit an die Geschmackspräferenzen der Nutzenden aufweisen. Grundlage der Analyse bildeten neun qualitative Interviews mit Nutzenden niedrigschwelliger Hilfen. Auch ihre Befunde zeigen, „dass die Geschmackspräferenzen der Nutzenden – hier bezogen auf die Räumlichkeiten der niedrigschwelligen Sozialen Arbeit und ihre Gestaltung – zwar vom Anspruch der Profession her mitbedacht werden sollen, dass sie aber in der Praxis [...] nicht ausreichend berücksichtigt zu werden scheinen. Geschmackssensibilität als feldspezifisches Interesse erweist sich nach unserer Analyse als Täuschung, jedenfalls für jene in den untersten sozialen Positionen und ohne ‚Trümpfe‘“ (Dauer/Scheller 2019, S. 69f.). Für die Klientel könnte – so die Forscherinnen – ein unzureichendes Aufgreifen ihres Geschmacks zu Desorientierungen, Gefühlen der Ausgrenzung und alles in allem zur Ungleichheitsreproduktion beitragen (vgl. ebd., 68f.).

Weitere empirische Studien zu der Frage, ob und inwieweit die Geschmackspräferenzen der verschiedenen Klient*innengruppen sowohl im Rahmen der kulturellen sozialarbeiterischen Praxis als auch architektonisch in den Einrichtungen der Sozialen Arbeit umgesetzt sind oder nicht, gibt es kaum, aber ein Bewusstsein für die Notwendigkeit derartiger Forschungen (vgl. Rothschild 2019, o. S.; Dauer/Scheller 2019, S. 70; Schmidt 2011, S. 22).

So gut wie nichts ist auch bekannt über die ästhetischen Orientierungen von Sozialarbeiter*innen: Wie kleiden sie sich am liebsten und welche Kleidungsstile mögen sie gar nicht? Welcher Wohnstil gefällt ihnen am besten: der funktionale, der rustikale, der individuelle oder der modern-repräsentative (zu den Wohnstilen vgl. Harth/Scheller 2012) und welche Wohnstile gefallen ihnen überhaupt nicht? Wie häufig gehen sie in Kunstausstellungen? Welche Motive bevorzugen sie, wenn sie ein schönes Foto machen wollen? Grenzen sich Sozialarbeitende von anderen Geschmackspräferenzen ab, – wenn ja – von welchen und was bedeutet das für die Praxis der Sozialen Arbeit?

Zu all diesen Fragen gibt es bisher keine empirisch gesicherten Erkenntnisse, obgleich Bourdieu (1979/1982) schon vor langer Zeit die Bedeutung des Geschmacks für die Reproduktion sozialer Ungleichheiten aufgezeigt hat. Der Geschmack von Sozialarbeiter*innen ist bisher eine unterbelichtete und

unterschätzte Kategorie. Die Erforschung ästhetischer Einstellungen von Sozialarbeiter*innen ist aber wichtig, weil Geschmacksunterschiede zwischen Professionellen und Klient*innen stets auch soziale Abstände markieren, die bewusst oder unbewusst mit distinktiven Haltungen gegenüber anderen Menschen, auch gegenüber der Klientel verbunden sein können und Distinktionen im Widerspruch zu den normativen Vorstellungen ‚guten‘ sozialen Handelns im Feld der Sozialen Arbeit stehen, wo das Respektieren anderer vom eigenen Lebensstil abweichender Lebensstile postuliert wird (vgl. dazu die Beiträge von Sigurður Rohloff in diesem Buch).

Sich vermehrt mit Habitus- und Geschmacksfragen in der Sozialen Arbeit auseinander zu setzen, ist wichtig. Vor allem gilt es, die bestehende Praxis der Sozialen Arbeit immer wieder erneut kritisch darauf hin zu hinterfragen, ob das selbst gesteckte Ziel der Verringerung sozialer Ungleichheit tatsächlich eingelöst wird oder ob Sozialarbeitende – ähnlich wie z. B. Lehrende (vgl. z. B. Lange-Vester/Teiwes-Kügler 2014) im Bildungssystem – (un-)intendiert zur Aufrechterhaltung bestehender Hierarchien beitragen. Lassen sich im Bereich der Sozialen Arbeit – analog zum Bildungsbereich – ähnliche Mechanismen identifizieren, die zu einer Verfestigung der Sozialstruktur beitragen? Sozialarbeitende sind mehrheitlich Bildungsaufsteiger*innen. Sie haben einen gewissen Aufstieg vollzogen. So könnte es sein, dass sie aufgrund ihrer eigenen Biografie auch von ihren Klient*innen Anstrengungsbereitschaft und Selbstdisziplin erwarten. Das sind aber womöglich Habitusmuster, über die Teile ihrer Klient*innen gar nicht verfügen (für Lehrende und Schüler*innen vgl. Lange-Vester/Teiwes-Kügler 2014, S. 199).

Sozialarbeitende sind qua Amt machtvolle Akteure. Sie legen die kulturellen Praxisformen fest, die in ihrem spezifischen beruflichen Bereich, z. B. in der Justiz- oder der Jugendsozialarbeit, gelten. Das geschieht, indem sie eine einfache oder eine komplizierte Sprache mit den Klient*innen sprechen oder kognitive Fähigkeiten, wie z. B. Eigeninitiative, als selbstverständlich bei ihrer Klientel voraussetzen, über die diese womöglich gar nicht verfügen.

Kaum etwas ist auch darüber bekannt, aus welchen Milieus Sozialarbeitende und Klientel stammen und inwieweit es Sozialarbeiter*innen gelingt, die kulturellen Distanzen zwischen sich und der Klientel zu überbrücken.

Sozialarbeitende Menschen sind im Praxisverständnis Bourdieus sowohl von außen als auch von innen geleiteten Akteure, die zum Teil in ihrem (Herkunfts-)Milieu verhaftet sind und die von der Gesellschaft gestellten Erwartungen erfüllen müssen, aber auch durchaus in der Lage sind – und sein sollten –, durch erworbene Analysekompetenzen im Sinne einer Habitussensibilität aus sich selbst heraus ihre eigene soziale Position und die ihrer Adressat*innen zu erkennen, zu verändern und zu verbessern (vgl. die Beiträge von Stefanie Massah und Martin Schmidt in diesem Buch). Dazu ist es wichtig, bereits Studierende der Sozialen Arbeit für den eigenen Habitus und die eigenen Ge-

schmackspräferenzen und die Habitus und die Geschmäcker der Klientel zu sensibilisieren.

Die Einsicht, dass habitus- und milieuspezifische Handlungen der professionellen Akteure*innen ebenso wie die spezifischen Handlungen der Adressat*innen jede Interaktion mitprägen, führt zu der Anforderung an die Professionalität Sozialarbeitender, eigene Bewertungs- und Handlungsmuster zu reflektieren. Die adäquate Anpassung der eigenen Praxis kann durch die Reflexion der eigenen Lebenswelt und durch ein „Einfühlen“ in die der Adressat*innen gelingen.

Spätestens seit Bourdieu (1979/1982) sind geschmackliche Fragen und ästhetische Urteile aus den sozialen Bedingungen heraus erklärbar und als habituell bedingte Präferenzsysteme für Konsum- und Kulturgüter und damit verbunden für Lebensstile zu interpretieren, die im Feld der Sozialen Arbeit z. B. über die Architektur der Gebäude, das Mobiliar in den Einrichtungen der Sozialen Arbeit oder den Bekleidungsstil der Sozialarbeiter*innen ebenso wie den der Klient*innen in die Praxis der Sozialen Arbeit hineinwirken und zu Distinktionen, Ängsten oder Gefühlen der Desorientierungen führen können. Diese Wirkungen sollten Studierende der Sozialen Arbeit und Sozialarbeitende beständig im Sinne ihrer Habitussensibilität reflektieren.

4 Zu den Beiträgen in diesem Buch

Der vorliegende Sammelband hat zum Ziel, Pierre Bourdieus Theorie und Forschungen zu Habitus und Geschmack für die empirische und konzeptionelle Weiterentwicklungen im Feld der Sozialen Arbeit fruchtbar zu machen und einige der oben aufgezeigten Forschungslücken zu schließen.

Mit Blick auf die Ausbildung bzw. das Studium der Sozialen Arbeit wird gefragt:

Welche habitus- und milieuspezifischen Zugänge führen in die Soziale Arbeit?

Lena Loge geht der Frage nach, inwieweit die Studien(fach)wahl Studierender der Sozialen Arbeit in übergeordnete Mechanismen eingebettet ist, d. h. welche habitus- und milieuspezifischen Zugänge sich unter den Studierenden finden lassen und welche Bedeutung dem Geschlecht zukommt. Ihre Analyse von Interviews mit Erstsemesterstudierenden ist von der These einer antizipierten Passung von Habitus, Studienfach und Beruf geleitet. Die Auswertung, die sie mit der Methode der Habitushermeneutik vornimmt, bezieht Loge im Beitrag ausschnittshaft auf drei Interviews. Sie lassen erkennen, dass Soziale Arbeit für die Befragten eine jeweils unterschiedliche Bedeutung hat, die von der Sozialen

Arbeit als gesellschaftskritische Instanz (Tabea) über ein Verständnis von Sozialer Arbeit, die leistungsorientierte Forderungen an die Klientel stellt (Rebecca), bis hin zur Sozialen Arbeit als ordnende Instanz von aus den Fugen geratenen Lebenswelten (Dominic) reicht. Der Befund, dass Werte und Orientierungen, die die befragten Studierenden im Rahmen ihrer familialen Sozialisation erfahren haben, den Blick auf das Studium und die Soziale Arbeit prägen, weist auf milieuspezifische Zugänge zur Sozialen Arbeit hin. Das schließt nicht aus, dass es auch verbindende Element zwischen den Studierenden auf dem Weg in die Soziale Arbeit gibt: die Prinzipien von Gemeinschaft, Kooperation und zwischenmenschlichen Beziehungen.

*In welchem Zusammenhang stehen Gesellschaftsbilder mit Bildungsstrategien von Studienabbrecher*innen und Studienzweifelnden?*

Kerstin Heil, Catrin Opheys, Natalie Pape, Helmut Bremer und Andrea Lange-Vester interessieren sich für die Lebenswege von Studienabbrecher*innen und Studienzweifelnden der Sozialen Arbeit und der Erziehungswissenschaft, für ihre Bildungsstrategien und wie diese mit Gesellschaftsbildern als handlungsleitende, über den Habitus vermittelte Vorstellungen von der sozialen Ordnung zusammenhängen. Grundlage der Auswertungen bilden lebensgeschichtlich orientierte Interviews, um den Prozess von Studienzweifeln und Studienabbrüchen aus der Perspektive der (ehemaligen) Studierenden nachzuzeichnen sowie Collagen zum Thema ‚Eine gute Gesellschaft‘. Interviews wurden mit insgesamt 29 (ehemaligen) Studierenden der Fächer Soziale Arbeit und Erziehungswissenschaft im Rahmen des qualitativen Forschungsprojektes STHAGE „Studienabbruch, Habitus und Gesellschaftsbild“ geführt. Die Befunde zum Zusammenhang von Bildungsstrategien und Gesellschaftsbild, die im Zentrum des Artikels stehen, werden exemplarisch anhand von zwei Fallbeispielen dargestellt. Diese zeigen, dass die Gesellschaftsbilder von Studierenden einer Fachkultur nicht homogen sind und sich im Kontext von längerfristigen biografischen Prozessen mit dem Habitus herausbilden. Im Zusammenhang mit dem eigenen Milieu und dem Habitus werden diese Gesellschaftsentwürfe spezifiziert, aus denen sich unterschiedliche Perspektiven und Passungen für den Zugang zur Fachkultur und den Anforderungen und Konventionen von Hochschule und Studienfach ergeben. Herausgearbeitet wird ferner, welche Bedeutung diesen Gesellschaftsbildern im Prozess von Studienzweifeln und -abbruch zukommt. Am Ende des Beitrags leiten Kerstin Heil, Catrin Opheys, Natalie Pape, Helmut Bremer und Andrea Lange-Vester Vorschläge für die Praxis dazu ab, wie die verschiedenen Akteur*innen im Bereich der Hochschule mit den unterschiedlichen sozialen Zugängen zur Hochschule sowie den Gesellschaftsbildern der Studierenden im Sinne der Herstellung einer größeren kulturellen Anschlussfähigkeit umgehen können.